

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege  
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Von der Fortezza kam der Zug des abziehenden Herzogs Carlo von Mantua mit der Besatzung der Fortezza und seiner Familie. Dem winzigen Haufen der tapferen Verteidiger war zugestanden worden, in Ehren zu kapitulieren. Sie zogen finster dahin, mit fliegenden Fahnen, Ober- und Untergewehr, Kugeln im Mund, brennenden Lunten, nur ohne Geschütz. Sie umschlossen die verhängten Kaleschen, in denen Maria Gonzaga mit ihren Kindern fuhr, indessen der Herzog mit seinem Sohn und Pompeo Strozzi gelassen hinritt, in gleichgültigem Gespräch, eifern lächelnd, als wenn die Greuel der Verwüstung umher nicht bis zu seiner Höhe reichten. Jan senkte den Degen. Der Herzog sah ihn erstaunt an und griff verbindlich an seinen Federhut.

Dann durchschritt Jan die endlose Flucht der Gemäcker des Reggiopalastes. Hier wütete die geordnete Plünderung, ruhiger, aber desto schrecklicher. Die flandrischen Teppiche waren von den Wänden gerissen, die Gemälde mit dem Degen aus ihren Rahmen geschnitten und zusammengerollt. Man hatte die Marmorstatuen aus ihren Nischen gehoben. Einige waren gestürzt und zerbrochen. Ihre leuchtenden Glieder lagen auf dem zerschmetterten Mosaik des Fußbodens; lächelnde Köpfe von Göttinnen waren bis in die Ecken gerollt. Des Herzogs kostbare Steinsammlung lag in Haufen umher. Wo es blitzte, griffen Soldatenhände zu, warfen die Smaragde, Amethyste, Rubine und Diamanten in Truhen. Zwei Herren in schwarzen Habitons wachten dabei. Jan fand Aldringhen in einem hallenden Saal, breitbeinig im Behnstuhl inmitten einer glänzenden Versammlung von Göttern, die an die Wände gemalt waren.

In einem Nebenzimmer, dessen Tonnengewölbe in Ultramarin und Gold schimmerte, saß inmitten hoher Berge von Folianten José Maria.

„Ich bitte um die Gnade —“ sagte Jan, als er vor dem General stand.

„Komm, Oberst, setz' dich zu mir!“

— um die Gnade, ein anderes Regiment befehlen zu dürfen, als das, in dem Volini dient.“

„Verdick mir die Laune nicht, Werth. Order ist Order.“

„Ich spreche nur für Volini. Dieser wädere Staatsdiener scheint von schwacher Gesundheit zu sein. Er wird nicht viel vertragen; es ist besser, wenn er zu einem anderen Obersten kommt.“

„Wenn er auf der Straße bleibt, tut er mir einen Dienst.“

„Wirklich?“

„Ohne Zweifel. — Herr Abbé, hier ist Hans.“

José Maria rührte sich nicht von seinen Büchern. Er winkte gnädig mit der Hand.

„Sieh da, der Jan. Und heil und wohl, wie ich sehe, Gott sei gelobt! Aber ich bin beschäftigt.“

„Höre, Werth,“ sagte Aldringhen und stieß Jan vertraulich in die Seite, „er würde — aber trink doch — er würde einen tüchtigen Abt abgeben. Ich bei mir, Werth. Hast du brav Beute gemacht? Die Bücher sind für meinen Bruder, den Bischof, aber dein Freund — hört Ihr, Herr Abbé? — kann sich ausuchen, was ihm gefällt.“

„Seht, Erzellenz,“ sagte José Maria und kam langsam herein, vor sich einen aufgeschlagenen Band, „seht Erzellenz, und auch du, Jan, sieh, obgleich du von solchen Dingen wenig verstehst, hier ist ein „Blautus“; man muß wissen, daß zur Zeit der erlauchten Herzogin Isabella d'Este dieses herzhaften Römers Komödien in den Palastgärten aufgeführt wurden. Und hier sind Bemerkungen, zierlich geschrieben, ich denke, von der Hand der Fürstin selbst, Bemerkungen für die Spieler. — Dort drüben ist ihr Zimmer, das Zimmer dieser himmlischen Frau. Dort hat sie mit ihrem Steinschneider gefessen, der Anichini hieß, und zwischen ihren weißen Fingern hielt sie eins jener kleinen Kunstwerke, deren Symbol sie selbst errann. Und wenn sie aufblickte, sah sie in ihre Gärten, aber den barkenbedeckten Mincio.“

„Schenk' ein, Jan, ich bin durstig,“ sagte Aldringhen.

„Vielleicht war auch Beata Osanna bei ihr,“ fuhr José Maria fort, die Augen ins Leere gerichtet, „jene kluge und große Nonne. Und Mantegna hat sie gekannt.“ Er seufzte. Und den heiteren, lebensfrohen Pico della Mirandola hat sie gekannt, den wilden Valentino und den Calandra — übrigens ein Schriftsteller, Jan, den du nicht lesen darfst.“

Er setzte sich.

„Das alles hatten die Menschen jener Zeit. Und was haben sie heute? Mord, Brand, Bier.“

Aldringhen lachte.

„Eure Fastenpredigt kommt zu spät.“

„Versteht man heute noch, sich recht zu unterhalten?“

„Wollt Ihr bessere Unterhaltung, als mit wäderen Genossen den Becher aufstoßen?“

„Nein,“ sagte José Maria ernüchert und trank. Jan sah von sich nieder und schwieg.

„Lichter herein!“ rief der General, „und laßt uns fröhlich sein.“

Am dritten Tage nach der Einnahme von Mantua, marschierten, als die Kirchen der Stadt aus ihren bronzenen Mäandern Mittag riefen, sechsunddreißig Trommler durch die Gassen. An jeder Ecke schlugen sie einen sechsfachen Wirbel, und ein Herold verkündete mit schallender Stimme das Ende der Plünderungsfreiheit. Wer von diesem Augenblicke an noch beim Plündern betroffen würde, Offizier oder Soldat, sollte gehängt werden. Dieses Geheiß traf nur wenige. Das Heer war satt. Es lag dick und faul wie ein vollgefressenes Raubtier und verdaute.

Aber erst viel später kam der Befehl des Kaisers Terdi-

nand, Mantua und das mantuanische Gebiet zu räumen. Gonzagas Verwandtschaft hatte wohl in Wien wader gearbeitet, oder irgendwelche dunklen Mächte waren am Werke gewesen, denn das Ende aller dieser mühevollen und blutigen Kämpfe, dieser Pest, dieser Plünderung war, daß der Herzog nun doch mit Mantua belehnt wurde. Er kam sofort aus seiner Zuflucht Goio heraus und ritt erhobenen Kopfes gerade in das zurückstulende Heer hinein, als regierender Herr mit allen Zeichen kriegerischer Ehren begrüßt. An ihm vorbeirollten auch die zweihundertsiebenundachtzig Lastwagen voll mantuanischer Beute. Er sah über sie hinweg.

Jan führte das letzte Regiment. Er hochte mißmutig und grübelnd auf seinem Gaul.

„Hör, José Maria,“ sagte er, „kann jemand, der sein Vaterland verrät, selig werden?“

„Wenn er bereit und wieder gutmacht —“

„Aber wenn er in seinen Sünden dahinfährt?“

„Dann steht seine Sache schlecht. Immerhin — Gott ist barmherzig.“

Jan rief den Wachtmeister Schulte zu sich heran und sprach leise mit ihm.

Schulte rutschte im Sattel hin und her, als wäre ihm ein wenig unbehaglich.

„Ist Order?“

„Ja,“ sagte Jan.

„Order muß pariert werden.“

Er ritt im schlanen Trabe am Regiment entlang zurück, bis zum letzten Kornett, vor dem Volini ritt.

„Order vom Obristen: das zwölfte Kornett bleibt eine Viertelstunde halten.“

Das Kornett hielt. Schulte drängte sich zwischen die Dragoner. Wo er sprach, hellten finstere Gesichter sich auf. —

„Kornett marsch,“ schrie Volini und ritt voran.

Die Dragoner schwenkten plötzlich ohne Kommando in Linie, der Wachtmeister zog den Degen.

„Was gibts?“ rief Volini und nahm sein Pferd herum.

Da hoben sich hundert Musketen, Schulte rief: „Feuer!“, und in einem trachenden Wetter von Kugeln stürzte Volini, zusammen mit seinem Gaul.

Jan hörte die Schüsse. Er drehte sich im Sattel herum und schrie:

„Dragoner-Muskettiers! Der Verräter Volini ist tot. Regiment ist wieder ehelich!“

Und die Soldaten riefen mit ihren rauhen Stimmen:

„Bivat, Jan de Werth! Bivat!“

Als Jan vor Abdringhen hielt und seine Meldung machte: „Der Rittmeister Volini —,“ hielt sich der General die Ohren zu und rief:

„Schweig mir von dem! In zehn Tagen sind wir in Wien, ich nehme dich in mein Quartier.“

José Maria ritt, als er von dem Geschehenen hörte, zurück. Die Soldaten hatten den Toten schon vergraben und einen Steinhaufen über die Stätte getürmt. Der Abbe murmelte:

„Jan hätte mir seine Absicht sagen sollen. Einen Menschen ohne Absolution in den Tod zu schicken.“

Er stieg ab, suchte zwei Hölzer, und da er nichts hatte, womit er sie zum Kreuz binden konnte, nahm er seine Feldbinde. Das Kreuz steckte er zwischen die Steine, kniete nieder und betete für die arme Seele des Gerichteten. Der Gaul schnoberte an dem Kreuz und blies in die Franzen der Seidenbinde.

„... und das ewige Licht leuchte ihm. Amen.“

Jan wartete auf die ersehnte Nachricht von Durante, der in Mantua zurückgeblieben war, bei Galeazzo, der dem Herzog als Geißel für den vollzogenen Frieden gestellt war.

Während des Marsches kam keine Nachricht. Auch in Wien vergingen noch drei Wochen.

Dann hielt Jan eines Abends einen schmalen Streifen Papier in der Hand und las:

„Dem Herrn Obristen Werth. Zu wissen, daß ich nach Paris abgereist bin. Aber es steht dem Herrn Obristen frei, mir dorthin zu folgen. Durante.“

„Was gibt es?“ fragte José Maria, als Jan mit den Zähnen knirschte.

„Ich werde ihm folgen, so wahr ich Jan heiße, Zackerbombenunbist!“

## 8. Kapitel.

### Nördlingen! Viktoria!

Dort, wo Pont Neuf zu seinen graziosen Sprüngen über den rechten Seinearm ansetzt, ging in das Innere der Insel eine Gasse, die „Zum Himmelreich“ hieß. Wer in diese Gasse einbog, der mochte denken, daß er wirklich auf der rechten Straße zum Himmelreich ging. Denn sie war eng, gewunden und schlecht gepflastert, gerade so, wie es in der Heiligen Schrift steht, und daß man an einem Muttergottesbild in einer Nische, an den duftenden Säden von Wachsziehern und Weihrauchhändlerinnen vorbeikam, an dem Nonnenkloster „Zur Auferstehung“, von dem nur eine schwere Eichentür mit einem Guckloch und hoch oben in schwinbelnder Höhe einige vergitterte Fenster zu sehen waren, an einem Gemälde mit Heiligenfiguren und Kreuzigen, über dem in großen Buchstaben „Zum heiligen Alphonsus“ geschrieben stand: das alles mochte zu einer richtigen Himmelreichstraße gehören. Aber wer in Vertrauen und gutem Glauben weiterging, stand plötzlich vor einem gewaltigen und finsternen Torbogen, und das Haus, zu dem er gehörte, ein verlassenes und zerfallenes Haus schloß die Gasse ab. Unter dem Torbogen hausten Bettler und Bettlerinnen, Hunde und Katzen, und wer nicht eine offene Hand hatte, mußte vor geworfenen Knüppeln, lästerlichen Schimpfreden, und dem Gefläß räudiger Köder eiligst umkehren, indem er in seinen Gedanken erwog, daß, wie es so oft im Leben vorkommt, er auf dem richtigen Wege zum Himmelreich zu sein meinte und in eine Sadgasse geraten war. Nur dem Aufmerksamen öffnete sich nach zwanzig Schritten zurück links ein spaltbreites Gäßchen, das geradeswegs auf Notre-Dame zurückführte, so daß, wenn man zugibt, daß die Mutterkirche von Frankreich wenigstens ein Vorhof zum Himmel ist, die Gasse ihren Namen doch nicht ganz zu Unrecht führte.

Diese Gasse war sehr still. Nur Klang zu allen Tageszeiten in ihr das Geläut von Notre-Dame, von der heiligen Kapelle und vom Auferstehungskloster, dessen winziges Kirchlein jenseits der schwarzen und kalten Gassenfront lag, in einem reizenden, schattigen Garten, der sich bis zum Seinearm herabzog. Auf der Wassermauer saßen noch zwei reizende Pavillons, und die Nonnen, die abends für ein Blauberständchen an den Fenstern dieser Pavillons Kolloquium hielten, blickten über den stutenden Strom hinweg auf die Nordstadt von Paris, über schmale Giebelhäuser auf die ragenden Dächer und Ramine des Hotels de Sens, Clisson, und mehr rechts des Hotels Sévigné, in Baumwipfel gebettet.

Dieses freundlichen Blickes erfreuten sich die Nonnen an jedem Tage, eine Stunde vor Sonnenuntergang bis zum Ave-Maria-Läuten, und es gab manche unter ihnen, die in ihrem guten Herzen jene zwei bedauerten, die drüben hoch über der Gasse zwei winzige Zellen bewohnten, mit Eisenstäben vor den Fenstern, und die in den acht Monaten ihres Lebens im Kloster noch keinen Fuß in den Garten oder gar auf die schmalen Steinstufen zu den Pavillons gesetzt hatten. Aber was half das Bedauern? Der Herr Kardinal Richelieu hatte befohlen — nun also, er mußte seine Gründe haben.

Wer wußte überhaupt etwas Sicheres über die zwei? Eigentlich niemand. Sie wurden dreimal des Tages von zwei alten Nonnen durch einen verdeckten Gang in die Kapelle geführt, in der sie ihren verschlossenen Betstuhl hatten. Man ahnte also ihre Gegenwart nur. Einmal allerdings, als die große Kastanie blühte und mit ihren geschwungenen, herzenbedeckten Zweigen im Maiwinde an die hohen Kapellenfenster geklopft hatte, war mitten in die Stille der Wandlung ein haltloses kindliches Weinen aus dem Betstuhl gedrungen. Aber dann hatte die Orgel eingesezt, und man hatte nur noch diese Stimme gehört.

Jene zwei aber, die das hilflose Mitleid der Nonnen erregten, waren Marie-Anne und Griet.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Waldbach.

Nach den Aufzeichnungen eines Gefallenen erzählt.

Von H. M. Stelzmann.

Zweimal hatte sich eine Woche vollendet. Und noch immer lagen wir in den kühlen nassen Abgründen des Schützengrabens. Drei große Gräben bildeten die drei Seiten eines unregelmäßigen Fünfecks. Die beiden übrigen waren noch vom Feind besetzt, der recht zah standhielt. Das Gelände war recht uneben, dicht bewaldet und von einem stattlichen Bache durchströmt. Der sog in breiter Bahn durch die Waldungen in einer Art Schneise und bot

ein gutes Schussfeld, wenn es jemand wagte, dort Wasser zu schöpfen.

Nur um die erste und die zweite Mittagsstunde, wenn die Sonne den Wald vergoldete, war strengste Wachenruhe, war die Wasserpause; Freund und Feind holten sich dann Wasser, wir unten, die Gegner mehr oben am Bach, oft nur einige hundert Meter voneinander getrennt. In ein Schützengraben des Feindes und der Unsrigen lagen auf dem anderen Bachufer. Endlich war es uns geglikt, die letzte Annäherung und Vorbereitung zum Sturm zu treffen. Im Schatten der Nacht und der Bäume waren die beiden äußersten Enden der dem Feinde am nächsten liegenden Gräben über eine Hügelkuppe so gezogen worden, daß sie fast rechtwinklig von beherrschender Höhe aus die feindlichen Gräben bestreichen konnten. Doch waren den Tag vorher sehr starke Reserven in dem unglaublich dichten Wald im Rücken des Feindes zusammengezogen worden. Die Hügelhänge wimmelten davon. Eine Bestürmung von vorne, vom Bache hügelan, war fast unmöglich. Unglaubliche Drahtverhaue und Platterminen hinderten jeden Zugang. Den Morgen über hatte eben aufgefahrene Artillerie hinter unseren Berghängen vorgearbeitet. Immer in den prachtvollen Wald hinein, in dem sich der Feind eingebissen hatte wie eine hartnäckige Meute.

Da kam uns die willkommene Meldung: Der Gegner ist halb umgangen. Neue Infanterie ist eingetroffen und greift am Nachmittag von hinten an, über den Waldbügel kommend, und treibt den Feind aus dem Wald und den Gräben hinaus in seine eigenen Minen und über den Bach auf unsere Gräben dort und in unser Frontfeuer hinein. Herrlich! Unsere Hoffnung auf Unterstützung war nicht zu Schanden geworden und eine freie fröhliche Jagd auf den zähen Feind stand in Aussicht!

Schnellich lauerten wir auf die Stunde, hunderte Augen und zapfende Hände, hunderte Gewehrläufe und blinkende Bajonette und die Maschinengewehre, die gedekt und gesichert in den neu geschaffenen Endpunkten der Gräben der Arbeit harrten. Ein prachtvoller Tag, voll der Herbe und der Süßigkeit des späten Herbstes. Ruhe und Heiterkeit zitterte in der Luft, unter dem staubfarbenen Gewölbe des Himmels. Rot wie Blut und golden hing's an den Bäumen herab. Es war, als ob die Erde das schwergeprüfte Land verlobnen wolle mit der ganzen verschwenderischen Pracht eines letzten Glanzes. Wie unruhig war es aber in uns! Augen und Nerven zitterten vor Erregung. Wir bohrten uns mit dem Blick hinein in den verhängnisvollen Wald und stierten gierig nach roten und blauen Tuschfetzen, nach dem Glänzen feindlicher Augen. Schwang nicht auch von dräben der Dak in unsere Höhlen und setzte durch unsere Reihen hinaus und hinab?

Du! Du! Zwei Augenpaare hatten sich festgebissen und heiß jagten die Kugeln von hüben und dräben.

Doch blieb's bei uns nur vereinzelt mit den Schüssen. Mehr knatterte, knackte und prasselte es in den hinteren Teilen des Waldes hinter den feindlichen Gräben.

Ich blickte auf und sah eine große Herrlichkeit. Sonne und Erde identeten sich wie zwei Schwefelkern, was sie Liebes hatten. Gold und Glanz schimmerten über die Bäume im Purpurgewand. Mit weichen Händen wurden die Tore der Seele geöffnet, und weit, weit träumten sie veronnen sich aus.

Ist's Wirklichkeit? Kurz ehe das grimmige Morden anhub, traten zwei Rehe aus dem Waldesdunkel von dräben in den freien Raum zwischen Gräben und Waldrand und äugten suchend hinter.

Mit unwiderstehlicher Gewalt zieht mein Inneres heimwärts. Kampf und Tod und Tränen und Not sinken unter, tief unter des Bewußtseins Schwelle. Es raunt der Bach, klingt der Wald, singt die Wiege ihr Morgenlied mir zu, und am Wiesenbord liege ich still in wartender Geduld, ob die Rehe austreten und äßen.

O Heimat! Bist du da, mich zu umgarnen, hier im fernem Land? O Heimat, o Erde! Das Haar steht noch. Algemach verschweben seine Umrisse, wie die Flieger, wenn sie früh am Morgen wie mit Geierflügeln in die Lüfte sich erheben.

Hah! Mir zur Seite wird furchtbar deutlich das Rasseln und Prasseln. Es stäßen die Tiere, und jäh wie ein elektrischer Funken stieben sie zur Seite in den Busch zurück, wo auch ihrer das tödliche Wei wartet. Weg ist das Sinnen und Träumen, weggepeitscht von dem Feind, der aus dem Walde bricht und den Tod in die Mitte nimmt zwischen uns und ihnen.

Da, die Unsrigen müssen durch sein durch den Wald. Unbeschreiblich heftig wirkt sich der Feind vor den Waldrand den Kameraden entgegen. Zum letzten Stoß setzen seine ruckweise abgegebenen Salven ein.

Da heben unsere Salven an, einfach hinein in die hinausgewirbelten roten, blauen Knäuel.

Zum Sturm!  
Es rasseln die Trommeln, plähen die Dutra! Die Mut, die Verpöpfung fängt an zu siedeln beim Feind. In den Gräben bricht er aus. Aber wohin? Borne die eigenen Verhaue und Minen, im Rücken der nahende Gegner.

Tad, — tad, tad — tad — tad — tad — tad — tad. Die Maschinengewehre sind in Tätigkeit. Die Rothosen stüchzen in den Gräben zurück, werden aber von den nachstürzenden Unsrigen in drangvoller Enge zusammengedrückt und eingeseilt.

Kad — knad — tad — tad — es ist das Maschinengewehr vom jenseitigen Bachufer. Das goldene Licht, der weiche blutfarbige

Leppich am Boden breiten die Arme aus und nehmen die ersten Toten auf.

Mit blutiger Peitsche treibt's da weiter aus dem Wald. Es ist der Tod, der uns zuruft und winkt und schreit. Mehr, mehr Franzosenblut! Und es rieselt das Blut in das Scharlachkleid des Bangs. Es hebt sich schwingend auf und ab in der Luft vom Regen der Geschosse. Die Spitzkugeln sausen van dem Bang und dem Tal, von den Gräben und über den Bach.

Das Wasser trägt das Mattgold leise und zart auf der schimmernden Fläche. Wie Blutsteden schauen die vielen matten Blätter drein. Es ist, als ob der Bach den Todesopfern zuliebe sich geschnüdt habe, daß sie sich hineinbetten.

Da, das Maschinengewehr von dräben hat die feindlichen Gräben dort mürbe gemacht. In stehender Flut wagt es über den Bach auf die Kameraden zu, die den einzigen Ausweg noch erstreben, an dem Wasser die Schneise entlang über die brennende Kuppe hinwegzuzüchten. Nur heraus aus dem fürchterlichen Kessel-treiben! Doch — o Graus! Sie verlangen sich in den eigenen Drahtverhaue und drängen einige auf die eigenen Platterminen hin, an denen sie so ängstlich vorbei wollten. Wie starkes Raketengeräusch fliegt es auf, hier, da, vorn, hinten, dann auf einmal zusammen. Menschenklumpen fliegen hoch und flatschen schwer nieder. Ganze Büge fliegen in die Luft, und bald ist's ein Wall, verkettert mit Blut und Tränen.

Das Leben bleibt, fliegt die rettende Gasse hinaus, am Wasser entlang. Da — entsetzlich — fliegt's auch von der Höhe hier herab. Die äußeren Ketten der durch den Wald treibenden Unsrigen sind's. Nun ist der Todesring geschlossen.

Sprung auf! Marsch, marsch! Heraus aus dem Grabenloch, ihnen den Rest zu geben mit Kolben und Stahl!

Fast unerklärbar wird die Weqsbette vor uns.

Tad — tad — tad — tad — tschsch — bum! tschsch — bum! .. Schon rötet sich der Bach und stutet über Franzosenleic . n. Doch stehen die Augen der Toten auf und trinken in sich hinein die Schöne des scheidenden Tages. Die Sonne spendet das letzte Gold, und Sonnengold in Augen und Seelen, so fielen sie nieder in die lobende Pracht. Mitleid haben die Bäume, Mitleid der Bach. Der Wind fährt auf und schüttelt die Blätter und Wellen, daß sie wie goldene Flocken kommen und die bergende Hülle legen über den unsäglichen Jammer, der hier ausgerungen . . . Zwei Bataillone sind nicht mehr. Das dritte wirft alles weg, läßt ab von der wahrwichtigen Flucht den Bachweg hinauf und hriet vor der Leichenmauer oben, flehentlich die Hände hehend.

Die Trompete bläht: Das Ganze halt! Nun begegnen sich die Kameraden, die von oben, die vom Wald und die aus den Gräben. Doch will kein frohes Wort über die Lippen. Zu grauig ist die Ernte, die wir eingebracht, und mancher Helm löst sich vom Kopfe, die Majestät des Todes zu begräßen . . .

### Bismard-Anekdoten.

In Stuttgart erscheint bei dem Verleger Robert Luz eine rasch sich erweiternde, schon auf 18 Bände angewachsene Anekdoten-Bibliothek, deren erster Band eine Sammlung von Bismard-Anekdoten enthält. Aus dieser Fülle heiterer kleiner Bismard-Erinnerungen, die für jeden Deutschen von großem Interesse sind und uns den Kanzler menschlich nahe rücken, bringen wir nachstehende Auszüge mit Erlaubnis des Verlegers zum Abdruck, und wünschen, daß recht Viele nach dem netten Büchlein selbst greifen werden.

#### Eine historische Depesche.

Während des Einzuges der Truppen in Berlin im Jahre 1871 trat ein höchsternster Moment ein, dessen Tragweite von folgenreicher Bedeutung sein konnte. Vor dem Standbilde Bismards hatte der Kaiser seinen Platz genommen. Die Truppen besüßerten, unter diesen auch Fürst Bismard. Als dieser in die Nähe des Kaisers kam, ritt er heran und machte eine kurze Meldung, die ebenso kurz erledigt wurde. Darauf ritt der Kanzler unter das Gefolge, welches hinter dem Kaiser Stellung genommen hatte, und rückte, sich umsehend, unruhig im Sattel hin und her. Ein Bekannter näherte sich ihm und fragte: „Durchlaucht wünschen?“ „Meistist und Papier!“ Ein in der Nähe stehender Schwamm biente damit. Der Fürst legte das erhaltene Blatt Papier auf den rechten Schenkel und schrieb einige Worte darauf, dann sagte er, das Papier in die Höhe haltend: „Eine Depesche! Wer besüßern?“ „Ich,“ erwiderte der Frager. „Danke,“ sagte der Fürst. „Sie dürfen sie auch lesen.“ Diese lautete: An den deutschen Vorpostenkommandeur vor Paris. „Wenn die französischen Vorposten weiter vorgehen, greifen Sie an.“ Mitten aus dem Truppen-einzugs-Jubel gingen diese inhaltschweren Worte hinaus nach Frankreich, um im gegebenen Falle den Krieg wieder aufzunehmen. Aber der Gesichtlichkeit des damaligen Militärbevollmächtigten Grafen von Waldersee war es zu danken, daß die französischen Vorposten, welche die Demarkationslinie nicht respektiert hatten, zurückgezogen wurden. So nahe lag damals der Krieg wieder, ohne daß das jubelnde Volk und Militär eine Ahnung davon hatten.

\*) Preis M. 2.50 geh., M. 3.50 in Lwb. geb. Bereits 8 Auflagen.

**Wismard und der Berliner.**

Fürst Bismard arbeitete einst auch beim Stadtgericht in Berlin. Eines Tages nun hatte er einen Berliner zu vernehmen, welcher durch Unberücksichtigung die Geduld Bismards so erschöpfte, daß dieser plötzlich aufsprang und jenem zurief: „Heer, menagieren Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!“ Der anwesende Gerichtsrat, als Obi Bismards, klopfte diesem, seinem erbosten Auskultor, freundlich auf die Schulter und sagte beruhigend, doch wohl auch im verneinenden Sinne: „Herr Auskultor, das Hinauswerfen ist meine Sache!“ Daraufhin wurde die Vernehmung fortgesetzt, es dauerte aber nicht lange, so geriet Bismard über die Dreistigkeit seines Intulpaten abermals in die Dase, erhob sich erregt vom Stuhle und donnerte jenen mit den Worten an: „Herr, menagieren Sie sich endlich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!“ Gegen die scharfe Logik Bismards konnte auch sein Vorgesetzter nichts einwenden.

**Erzellenz haben doch angefangen!**

Bei seiner Rückkehr vom Kriegsschauplatz im Jahre 1866 ward König Wilhelm auch in Götting ein feierlicher Empfang bereitet. Junge Damen überreichten ihm und ebenso auch den Prinzen Lorbeerkränze. Auch Bismard sollte einen solchen Kranz haben. Der aber meinte zu der schönen Spenderin: „Nein, mein gnädiges Fräulein, ich verdiene diese Ehre nicht. Ich bin nicht Kombattant gewesen und habe an den Siegen keinen Anteil!“ — Im ersten Augenblick wurde das junge Mädchen durch diesen Einwand völlig aus dem Takt gebracht. Sie wußte sich jedoch zu helfen. „Aber Ev. Excellenz haben doch den Krieg angefangen,“ versetzte sie, und lachend nahm nun Bismard den Kranz.

**Charakteristisch.**

Bismard erzählt: „Bei Königgrätz hatte ich nur noch eine einzige Zigarre in der Tasche, und die hütete ich während der ganzen Schlacht wie ein Heiligtum seinen Schatz. Ich gönnte sie mir augenblicklich selbst noch nicht. Mit blühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegestraube rauchen wollte. Aber ich hatte mich verrechnet. Ich sah einen armen verwundeten Dragoner. Hilflos lag er da, beide Arme waren ihm zerhackt, und er wimmerte nach einer Erquickung, ich suchte in allen Taschen nach, fand aber nur Geld, und das nützte ihm nichts. Doch halt, ich hatte ja noch eine kostbare Zigarre! Die rauchte ich ihm an und strakte sie ihm zwischen die Zähne. Das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätte man sehen sollen. „So köstlich hat mir noch keine Zigarre geschmeckt, als diese, die ich — nicht rauchte!“

**Stammbuchverse.**

Eine Dame erbat sich von Moltke und von Bismard einige Worte für ihr Album. Der große Schlachtenhelder schrieb kurz: „Lüge vergeht, Wahrheit besteht!“ von Moltke, Feldmarschall.“ Und der große Staatslenker schrieb darunter: „Wohl weiß ich, daß in jener Welt Die Wahrheit stets den Sieg behält, Doch gegen Lüge dieses Lebens Kämpft selbst ein Feldmarschall vergebens.“ von Bismard, Reichskanzler.“

**Sechshundsechzig.**

Es wird erzählt, daß König Wilhelm den Fürsten Bismard beim Beginn des französischen Krieges gefragt habe: „Was machen wir nun mit Frankreich?“ „Wir spielen mit ihm Sechshundsechzig“, soll dessen lakonische Antwort gewesen sein.

**Ich bin auch Schuster.**

Von Wabert von Mumenthal kaufte Graf Bismard im Jahre 1867 die Güter Barzin, Muslow, Buddiger, Misdow, Chomitz mit Charlottenthal. Die nächstgelegene Eisenbahnstation der Berlin-Danziger Bahn ist Schlane. Bei Bismards erster Ankunft dort ereignete sich der nachstehende höchst komische Zwischenfall. Kaum aus dem Buge gestiegen, erregte Bismards stattliche Erscheinung die Aufmerksamkeit der Passanten des Bahnsteigs, Bürger des Städtchens, die zum Zeitvertreib dem Bahsverkehr zuschauten. Nachdem sich Bismard auf einer Bank niedergelassen und sich seine Zigarre angezündet hatte, konnte ein wißbegieriger Schlawener Schuhmacher seine Neugierde nicht länger zügeln. Der brave Fußbekleidungskünstler näherte sich schüchtern dem Fremden, setzte sich auf das Ende der Bank und rückte leise näher mit der Frage: „Sie kommen wohl von Berlin?“ „So ist's. Wer sind Sie?“ „Ich bin der Schuhmacher Th. von hier — und mit wem hab ich die Ehre?“ „Ich bin auch Schuster!“ „Schuster, ei der Tausend, was Sie sagen! Da haben Sie gewiß große Kundenschaft in Berlin?“ „Ich danke, es geht!“ Doch bevor noch der Schuster seine Neugier weiter befriedigen konnte, erschien ein Postbeamter und meldete dem Fremden eherbietig: „Exzellenz finden die Extrapost bereit.“ — Ganz bestürzt über seine Dreistigkeit einem so hohen Herrn gegenüber wollte sich der ehrsame Beschneider geziemend entschuldigen, doch der Fremde ließ ihn nicht zu Worte kommen, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und sagte: „Wenn Sie einmal nach Berlin kommen, so besuchen Sie mich in meiner Werkstätt, Wilhelmstraße Nr. 76. Auf Wiedersehen!“

**Beinahe nicht wieder erkannt.**

Fürst Bismard reiste 1871 zu den Verhandlungen über den definitiven Frieden nach Frankfurt a. M. in Zivilkleidern. Als er in dem von früher her ihm schon bekannten Gasthose abstieg, erlaubte sich der Oberkellner die Bemerkung, daß er Se. Durchlaucht beinahe nicht wieder erkannt habe. „Ja, mein Lieber,“ entgegnete der große Staatsmann, „den Herren Franzosen ist es ähnlich ergangen wie Ihnen. Die haben uns auch erst erkannt, als wir die Uniform anhatten!“

**Die ägyptische Frage.**

Fürst Bismard wurde einst von einem, gern das große Wort führenden und gegenüber dem Reichskanzler etwas zudringlichen Industriellen gefragt: „Nun, Durchlaucht, wie wird es jezt mit der ägyptischen Frage?“ Sehr ruhig antwortete ihm der Fürst mit seiner „würstigen“ Miene: „Das weiß ich nicht, Herr Kommerzientrat, ich habe heute die Zeitungen noch nicht gelesen.“

**„Niemals.“**

Als Fürst Bismard nach der Ablehnung seines Abschiedsgesuches, die von seiten Kaiser Wilhelms I. mit dem bekanntem Worte: „Niemals“ erfolgte, wieder Audienz bei dem Kaiser hatte, äußerte sich dieser, veranlaßt durch das durch Kränklichkeit und Alter motivierte Abschiedsgesuch, wörtlich dahin: „Ich bin viel älter als Sie und reite sogar noch.“ Worauf Bismard erwiderte: „Ja, Majestät, der Reiter hält es immer länger aus als das Pferd.“

**In Friedrichsrub.**

Bismard begegnete eines Tages unverhofft mehreren jungen Damen im Parke von Friedrichsrub in dem Augenblicke, als sie Blätter abpflückten, um sich damit zu schmücken. „Aber meine Damen,“ rebete er die Ueberraschten an, „wenn jeder Besucher nur ein Blatt aus dem Garten mitnehmen wollte, würden hier bald nicht mehr Blätter übrig bleiben als Haare auf meinem Kopfe.“

**Wis-Marl.**

Gelegentlich der Prägung von Zweimarkstücken machte ein Wisbold den geistreichen Vorschlag, diese doch mit der Bezeichnung „Wis-Marl“ (bis, lateinisch zweimal) einzuführen. Die Vorteile dieser Benennung würden in einer alle Parteien befriedigender Weise bestehen. Denn die Nationalliberalen hätten dann Bismard in der Tasche, die Sozialisten sähen ihn geschlagen, die Ultramontanen könnten ihn nach Belieben wechseln und die Polen verjuben. — Der Bismardsche Einfluß würde somit auch nach des Fürsten Rücktritt noch maßgebend sein.

**Die Küche im Kriege.**

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Salzheringfoteletten. 1 Salzhering, 125 Gr. gekochte Kartoffeln, 60 Gr. Speck, 1 Ei, 1 Messerspitze gehackte Zwiebel. Der 24 Stunden entwässerte, gehäutete, entgrätete Hering wird recht fein gehackt. Die gekochten Kartoffeln streicht man durch ein Sieb, gibt das ganze Ei, den fein gehackten Speck, die Zwiebel und zuletzt das Heringsfleisch dazu, vermischt es gut und formt Foteletten davon, welche man in geriebenem Brot wendet und in Fett hellbraun brät. Man reicht die Foteletts zu Gemüsesalat oder grünen Bohnen.

**Büchertisch.**

— Die „Nationale Rundschau“, Zeitschrift für deutsches Geistesleben, (Herausgeber: Dr. Rogge, Verlag: Georg Bornigka, Buchhandlung, Berlin-Wilmersdorf, Kopsstraße 49) bringt in ihrem vorliegenden 4. Heft wiederum eine recht glückliche Zusammenstellung verschiedener Beiträge aus Federn hervorragender Persönlichkeiten. Eine „Umschau über die Nation“ leitet wie in den bisherigen Heften, die bereits erfreulichen Anklang gefunden haben, die Artikelserie fort. Generalmajor z. D. von Heimerding bringt sodann einen sehr belehrenden Aufsatz über die „Französische Feldartillerie“, während der ausgezeichnete Balkankenner Generalmajor z. D. Janke eine Schilderung des montenegrinischen Kriegsschauplatzes gibt. Ein prächtiges Stimmungsbild „Wiesbaden in Kriegszeit“ von Bertha Freifrau von Nauendorf, sowie ein Original-Feldpostbrief eines Leutnants z. S. auf S. M. S. „Gneisenau“ schließen sich an. Ein Zeitgedicht von Karl Erasmus Kleinert und „Theater- und Bücherrundschau“ vervollständigen den reichen Inhalt dieses Heftes.

**Geographisches Verschiebrästel.**

Spanien — Basel — Berlin — Indien — Nizza —

Wien — Paris — Tepliz — Bayern

Vorstehende Namen sollen derart untereinander geschoben werden, daß eine Buchstabenreihe, von oben nach unten gelesen, den Namen einer italienischen Insel ergibt. (Aussl. in nächst. Nr.)

Auflösung des Gleichklangrästels in voriger Nummer:  
Der Regen.